

Nr. 151. Bromberg, den 13. September 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(3. Fortsetzung.)

3.

Seit seinem Niederbruch damals, der den Fahnenjunker Jost von Ryssow zwang, die Ulanka auszuziehen und sich einer bei seiner Vermögenslosigkeit mehr als problematischen Existenz in die Arme zu werfen, — seit der Zeit hatte er sich notgedrungen eine verflucht kaltblütige Lebensanschauung zugelegt. Keiner der üblichen oder sogar unüblichen Zwischenfälle des Lebens, keine noch so bizarre Laune des Schicksals brachte ihn mehr aus der Fassung. Seine Verwandten kannten ihn nicht mehr; die kleine Erbschaft, die er ein Jahr nach seiner Verabschiedung ausgezahlt bekommen, war längst in alle vier Winde verstreut; seine gesellschaftlichen Beziehungen hatten immer seitdem einen leichten Anhauch von Unsolidität; sein Renommee war — darüber gab er sich selbst keinen Täuschungen hin — das eines Glücksritters, eines Frauenjägers, eines berufsmäßigen Spielers, der nachts die Kartenpresse nicht zum kavaliermäßigen Vergnügen, sondern aus bitterer Notwendigkeit in die Höhe wirbelte. Doppelt bittere Notwendigkeit, wenn einem das Blut unruhig durch die Adern jagt, wenn man sich ein Dasein, das sich äußerlich nicht auf allen Genüssen der Kulturwelt aufbaut, einfach nicht denken kann, wenn man Ansprüche stellt, die einem Majoratsherrn oder einem vielfachen Millionär allenfalls angemessen sein mochten. Und das alles im allmählichen Kampfe am grünen Tische zu schaffen, dazu gehört tatsächlich jene eiserne Kaltblütigkeit, jener unverwundbare Snobismus, die der Jost v. Ryssow im ersten Jahre nach seinem Niederbruch notgedrungen gelernt und allmählich zu bewundernswerter Virtuosität ausgebaut hatte.

Und so kannte er eigentlich auch nicht das, was man gemeinhin unter Gemütsbewegung zu verstehen pflegt. Allenfalls bildete eine Ausnahme seine von jeher ihm selbst unerklärliche Zuneigung zu dem Dr. Hans Torunn, in dessen Charakter er manche Züge wiederzuerkennen glaubte, die auch ihm selbst einmal eigneten und den sogenannten besseren Teil seiner selbst dargestellt haben mochten.

Er war ein kaltblütiger Glücksritter des Lebens und einer der blasiertesten Swells, die je Berliner Asphalt betreten hatten.

Und doch lebte jetzt in ihm ein sonderbar scharf ausgeprägtes Gefühl der Freude, als er Sascha Varena in einer lauschigen Nische des vornehmen Weinlokals am Kurfürstendamm gegenüber saß — Sascha Varena, die seit drei Jahren das weltstädtische Publikum des europäischen Festlandes mit ihrer Stimme restlos bezaubert hatte; Sascha Varena, die seit drei Jahren die ungekrönte Königin der Mode war, Sascha Varena, um deren 26 Jahre, um deren Schönheit und Zurückhaltung sich im Laufe der Zeit ein ganzer Sagenkreis gewoben hatte; Sascha Varena, die seine Freundin und Kameradin war.

Das kleine, aber mit erlesenem Geschmack zusammengestellte Abendessen war erledigt; in den hohen Spitzengläsern perlte der Sekt. Und der Herr von Ryssow zog seinen Stuhl etwas näher heran und beugte sich ein wenig über den Tisch und versetzte gedämpft:

„Wenn ich heute abend, als ich meine Wohnung verließ, auch nur die leiseste Ahnung davon gehabt hätte, daß wir uns so unvermittelt wiedersehen würden!"

Die interessante Frau ihm gegenüber nahm spielerisch einen Zug aus ihrer Zigarette.

„Wundert Sie das? Alle angenehmen oder schmerzlichen Dinge im Leben treffen einen doch mehr oder weniger unvermutet. Und im übrigen, lieber Freund — seit wann haben Sie sich den Wechselfällen des Lebens gegenüber eine philisterhafte Auffassung angewöhnt? Es war doch sonst nicht Ihre Art. Und sehen Sie, gerade diese Tatsache — gerade, daß Sie allem, was Ihnen im Leben zustieß, mit einer kaltblütigen Gelassenheit begegneten — gerade das habe ich an Ihnen immer so geschätzt. Und jetzt wundern Sie sich, daß zwei Menschen wie wir, sich unvermittelt in Berlin wiedertreffen?"

„Es ist viel weniger Verwunderung, als vielmehr der Ausdruck einer aufrichtigen Freude — ... Sie wissen ja, Sascha, daß ich von jeher einer Ihrer treuesten, wenn auch aussichtslosesten Verehrer bin."

„Betonen Sie nicht so geflissentlich das aussichtslos, lieber Ryssow; denn Sie bilden darin keine Ausnahme. Sie haben ebensowenig wie sonst irgend jemand Veranlassung, sich in dieser Beziehung zurückgesetzt zu fühlen."

Ihr Kavalier zog resigniert die Schultern hoch.

„Ich weiß, Sascha, und Sie brauchen mir wirklich nicht all diese traurigen Tatsachen ins Gedächtnis zurückzurufen. Wenn ich eine Million übrig hätte — tatsächlich ich würde sie glatt dafür opfern, um dies achte Weltwunder zu sehen, das in Gestalt eines Mannes Ihnen schon mal im Leben wärmeres Interesse abgewonnen hat."

Und nun geschah es, daß in die großen feuchtschimmernden Augen da drüben unvermittelt ein fremder, fast harter Ausdruck kam. Auch die Stimme klang jetzt nicht mehr so weich und lässig.

„Seien Sie nicht frivol, Ryssow. Sie wissen, oder zumindest wird es angebracht sein, Sie entsinnen sich, daß ich derartige Scherze nicht vertrage. Jeder Mensch hat seine Vorbehaltsrechte, an die er niemand rühren läßt — auch ich."

„Nur sonderbar und dann ein wenig widerspruchsvoll, schöne Frau, daß Sie mit solchen asketischen Grundsätzen gerade eine künstlerische Laufbahn eingeschlagen haben."

In den Augen der Operettendiva wachten gefährliche Lichter auf.

„Ich verstehe den Gegensatz nicht, den Sie gewaltsam konstruieren wollen, Ryssow. Ich verstehe es nicht, und werde es nie verstehen, auf Grund welchen inneren Zusammenhanges ihr euch daran gewöhnt habt, Kunst und Liebe in einem Atem zu nennen. Ich könnte Ihnen aus der Theatergeschichte aller Zeiten und Völker genügend Beispiele anführen, die als Beweis für meine Auffassung gelten; daß es eigentlich selten zwei Begriffe gibt — im tiefsten Sinne genommen — die sich gerade wie diese beiden Probleme gegenseitig so vollkommen ausschließen."

Ihr Kavalier hatte eine rasche Bemerkung auf den Lippen — sie aber erhob leicht abwehrend die Hand gegen ihn und versetzte in einem Ton, der unvermittelt umschlug, der überlegen und lässig war:

„Finden Sie nicht, daß es ein wenig unfruchtbar ist, sich hier mit philosophischen Theorien herumzuschlagen, wo wir uns seit anderthalb Jahren zum erstenmal wiedersehen? Ich meine, dazu hätten wir in all den Jahren vorher genügend Zeit gehabt. Vielmehr interessiert mich im Augenblick, wo

Sie eigentlich das ganze letzte Jahr gesteckt haben, und was Sie dazu veranlaßte, so ein wenig unvermittelt nach Berlin zurückzukehren."

„Sie haben eine fatale Neugier, Sascha Varena!"

„Wirklich, Baron? Und sagen Sie, seit wann sind Sie feige?"

„Bin ich das? Aber was hab' ich es nötig, Sie des Gegenteils zu versichern! Sie wissen ja selbst, daß mir keine Untugend ferner liegt. Im übrigen — erledigte Probleme sind bestenfalls doch ein fesselnder Unterhaltungsstoff, nichts weiter. Nach meiner Auffassung wenigstens. Darum darf ich Ihnen auch ganz ruhig antworten: Es gab mal vor anderthalb Jahren hier in Berlin ein paar Monate, wo mir ein Klimawechsel aus verschiedenen Gründen recht angebracht schien. Und da kam mal der Tag, wo sich's nicht länger umgehen ließ."

„Und das war haarscharf genau derselbe, an dem ich (Ryssow) — sagen wir: etwas überstürzt Berlin verließ. Was ich die Zwischenzeit getrieben habe? Es ist wirklich kaum der Erwähnung wert, liebe Sascha. Ich könnte zum Beispiel den nächsten Lloyd- oder Hapag-Dampfer benützt und mich ein wenig in den Vereinigten Staaten herumgetrieben haben."

Ein Spott spielte um ihre Lippen.

„Wie schade, daß ich von Ihrem Aufenthalt in Nordamerika nichts wußte, denn auch ich war während der letzten Saison in Neuyork. Und was meinen Sie, wie ich mich gefreut hätte, Sie dort drüben, wo ich Sie am wenigsten erwartete, zu treffen."

„Abgesehen davon, liebe Sascha, daß ich Ihnen dies Vergnügen sicher nicht gegönnt hätte. Aber nebenbei bemerkt — Sie dürfen beruhigt sein: wenn Sie auch von mir drüben nichts gesehen haben, so war ich doch Zeuge Ihrer Triumphe, die Sie in Neuyork einheimsten. Ich vermute, erst durch Ihr Gastspiel wird den guten Neuyorker Snobs eine leise Ahnung aufgedämmert sein, wie Berliner und Wiener Operetten gespielt und gesungen sein wollen. Denn was ich vor Ihrem Gastspiel dort drüben an derartigen Kunstprodukten sah, war einfach verheerend. Deshalb fand ich es auch durchaus angemessen, daß man Sie in Neuyork wie eine Offenbarung feiert."

„Was wissen Sie denn davon, Ryssow?"

„Dasselbe, Sascha, was außer mir Tausende und Abertausende drüben in Neuyork gewußt und gesehen haben. Denn unmöglich ist Ihnen in diesem Zusammenhange das Geständnis von Wert, daß ich Sie drüben in drei oder vier verschiedenen Rollen gesehen und bewundert habe."

„Sie waren während meines Gastspiels im Renaissance-Theater?"

„Ich erlaubte mir eben den Hinweis — drei oder viermal."

„Und hielten es nicht für der Mühe lohnend, mir auch nur das geringste Lebenszeichen zukommen zu lassen, mich von Ihrer Anwesenheit in Neuyork zu benachrichtigen?"

„Denken Sie, schöne Frau — ich habe mich kaltblütig dieser Unterlassungsfünde schuldig gemacht! Ich bin sogar wunschlos jedesmal nach Schluß der Vorstellung fortgegangen und habe nicht einmal am Nebenportal die armseligen zehn Minuten gewartet, um Sie herauskommen und in Ihr Auto steigen zu sehen."

„Dann gibt es für solche sonderbare Auffassung unserer langjährigen Freundschaft eben nur eine Erklärung, Baron: Sie waren damals nicht in der Lage, über sich, Ihre Zeit und Ihre Freiheit nach eigenem Ermessen zu verfügen."

Worauf der Herr von Ryssow in eine stille, aber behagliche Heiterkeit ausbrach.

„Ihre Vermutungen sind ebenso schmeichelhaft wie unzutreffend, Sascha Varena. Der Grund lag viel näher: Wenn ich mir den Genuß verschaffen wollte, Sie einen Abend im Renaissance-Theater zu bewundern, dann mußte ich mich die Woche vorher scharf 'ranhalten, um die erforderlichen paar Dollars durch Geschirrabwaschen zu verdienen. Also Sie werden verstehen — Sie aufzusuchen, mit Ihnen in Ihrem Hotel Tee zu trinken oder in irgend einem erstklassigen Restaurant zu Abend zu essen — dafür fehlten damals nicht mehr als alle Voraussetzungen."

Ein Schatten überrann das Gesicht der Diva.

„Demnach war Ihre wirtschaftliche Lage alles andere als erfreulich."

„Ich leugne keine Sekunde."

„Da finde ich aber denn doch, daß gerade diese äußeren Gründe für Sie hinreichende Veranlassung gewesen wären, ein Zusammentreffen mit mir unter jeder Beziehung zu ermöglichen."

Wie der ehemalige Fahnenjunker der Ulanen jetzt den Kopf hob, lag etwas Drohendes in dieser langsamen Bewegung.

„Ich verstehe nicht."

Sie aber fürchtete sich nicht. Sie versetzte mit einem leisen Hochziehen der Augenbrauen:

„Lieber Freund — ich glaube, Sie waren es, der mal in einer ernsten Stunde, als wir beide allein waren und mit unserem Leben ein wenig Inventur machten — wie man ja wohl kaufmännisch sagt — ich glaube, Sie waren es damals, der über uns das Wort prägte: „Zwei Piraten auf einem lecken Floß!" Sollte wohl soviel heißen, als daß wir beide in gleicher Weise gezwungen sind, den Kopf klar zu behalten, um nicht eines Tages den Anschluß zu verlieren. Sie verstehen, was ich damit meine. Aber zwei solche Leute haben gegenseitig auch die moralische Verpflichtung, sich zu stützen und einander zu helfen. Je nachdem, wie die augenblickliche Lage sich gerade ergibt. Und deshalb: was war erklärlicher, was war vernunftgemäßer und selbstverständlicher, als daß Sie damals zu mir kamen?!"

Er hatte wortlos zugehört. Aber einen Schatten war er doch bleicher geworden — wenn man bei diesem bronzefarbenen, undurchdringlichen, mitternachtsfahlen Gesicht von einem Wechsel der Farbe reden durfte.

Und jählings hatte seine Stimme wieder die quälende knarrende Heiserkeit, als er nach einer ganzen Weile erwiderte:

„Vielleicht ist es gut, daß wir auch einmal darauf zu sprechen kommen. Sie werden sich selbst sagen können, daß äußere, ziemlich schwerwiegende Geschehnisse auftreten mußten, um mich zu zwingen, so Hals über Kopf Berlin zu verlassen. Damals. Und jetzt bin ich wieder hier, und wir sitzen uns gegenüber, als wäre nichts geschehen, als hätte dieses letzte Jahr überhaupt nicht bestanden. Ich weiß nicht, wie Ihr Leben in der Zwischenzeit verlaufen ist — Sie sollen von dem meinigen nicht mehr wissen, als ich Ihnen vorhin andeutete. Heute aber ist alles anders, Sascha. Heute sitze ich Ihnen als ein anderer Mensch gegenüber, wie all die Jahre vor meiner Neuyorker Zeit. Und heute darf ich Ihnen auch ganz ruhig sagen, daß sich nie ein Mensch und nie eine Frau gründlicher in mir geirrt hat, als Sie es taten und scheinbar noch tun. Wie wenig müssen Sie mich kennen, um auch nur eine Sekunde anzunehmen, daß ich fähig gewesen wäre, während der Zeit meines Niederbruches zu Ihnen zu kommen! Ich gestehe Ihnen ehrlich: hätte nicht in mir noch eine verdammt starke Dosis von Lebensenergie gesteckt, hätte ich statt dessen die Überzeugung gehabt, daß es mit mir endgültig vorbei sei — ich hätte mich in irgendeinen Winkel verkrochen und wäre stillschweigend verendet wie ein räudiger Hund. Niemals aber hätte ich das getan, was Sie als so selbstverständlich anzunehmen scheinen."

Da streckte sie ihm die Hand über den Tisch entgegen.

„Lieber Jost von Ryssow — ich bitte Sie um Verzeihung."

Er aber schüttelte langsam den Kopf.

„Das sollen Sie nicht, Sascha Varena. Sie habens nicht nötig. Aber mögen Sie daraus lernen, daß im Leben eines Mannes — wenn er diesen Ehrentitel wirklich verdient — nicht Leichtsinn, nicht Brutalität, selbst nicht verbrecherische Anlage eine Schande ist . . ., sondern nur eins, nur das eine einzige: Charakterlosigkeit und Schwäche!"

(Fortsetzung folgt.)

Verspätung.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Die Reisenden auf dem Bahnhof wurden erregt. Es war eine Stunde nach der fahrplanmäßigen Zeit verstrichen, ohne daß der Zug eingetroffen war. Man erzählte, daß der Blitz in den Mast der elektrischen Leitung geschlagen sei und man auf den Zug aus der entgegengesetzten Richtung warten müsse.

„Es ist häßlich mit dieser Bahnlinie", sagte Ellen Bord. „Gestern traf ich mit Verspätung ein und heute fahre ich mit Verspätung ab."

Der Mann neben ihr lächelte. „Ja, Ellen, da habe ich es besser. Ich versäume nichts. Warum bleibst du n icht hier?"

Die junge Frau zuckte zusammen. Jetzt, wo sie reisefertig in der kleinen Bahnhofhalle stand, traf sie die Frage, die sie ersehnt und gefürchtet hatte. Und während sie ohne zu antworten starr geradeaus blickte, zog das ganze ungewöhn liche Erlebnis des letzten Abends noch einmal an ihr vorüber . . .

Der große Postkraftwagen, mit dem sie gestern gekommen war, hatte weit draußen auf der Chaussee durch den Zusammenstoß mit einer Holzfuhre Schaden erlitten und lag fest, die Fahrgäste schutzlos strömendem Gewitterregen preisgebend. Ratlos ging Ellen Bord auf und ab. Den Anschluß am Ziel erreichte sie nicht mehr, das Gepäck war vorausgeschickt, sie selbst zu unerwünschtem Aufenthalt gezwungen. Da surrte ein kleiner

Wagen heran, hielt mit einem Ruck, eine Hand streckte sich ihr entgegen: „Guten Tag, Ellen!“ Betroffen blickte sie in das gebräunte Gesicht des Mannes am Steuer. Aber bevor sie antworten konnte, hatte dieser die Situation übersehen und öffnete den Schlag. „Komm schnell, du erkältest dich ja im Regen.“ Und nachdem sie halb unbewußt eingestiegen war, hatte er bald durch Fragen ihr Mißgeschick erfahren.

Da sagte er einfach: „Du kannst bei mir wohnen, wenn es dir recht ist.“

Ellen verzog die Lippen. „Glaubst du, daß das richtig ist, wenn zwei geschiedene Leute wieder unter einem Dach wohnen?“

Und er antwortete beinahe schroff: „Glaubst du, ich würde einer fremden Dame dieselbe Hilfe versagen?“

Die Frau schwieg. Das Wiedersehen mit dem Manne, der fünf Jahre ihr Gefährte gewesen war und von dem sie jetzt nach eigenem Willen fünf Jahre trennten, hatte sie so überrascht, daß sie kaum wußte, wie sie dieser neuen Lage begegnen sollte. Seine Frage wurde ihr jetzt erst bewußt.

„Wohnst du hier?“ fragte sie verwundert.

„Ich habe das Häuschen unten am Wehr gekauft — weißt du, als wir es damals zum ersten Male sahen, gefiel es uns gleich.“

„Da, wo der Weg zum See vorbei führt?“

„Ja, dasselbe.“

„Gehst du noch oft zum Wasserfall? Kommen jetzt noch viele Menschen an den See? Oder ist noch alles wie früher?“

„Es hat sich wenig geändert, Ellen.“

„Ach, das ist hübsch“ . . . Und sie wurde rot, als sie merkte, wie töricht das eben gesagt war.

Sie stiegen aus. Auf der geschützten Terrasse des kleinen Landhauses deckte er selbst ein improvisiertes Abendessen und sprach beiläufig, als wäre ihr Zusammensein hier das Natürlichste auf der Welt, von der Arbeit, seinen Erfolgen. Und während Ellen im Halbdunkel der Tischlampe verstohlen seine Züge betrachtete, suchte sie in der Erinnerung die hundert Gründe wiederzufinden, die damals aus Nichtverstehen, Streit und Lebenssehnsucht zu einem offenen Bruch geführt hatten. Wohl hatte sie, als die ersten Monate des Alleinseins sie bange machten, ganz im Geheimen gehofft, ihn einmal wiederzusehen, schmerzgebeugt, sehnsüchtig nach ihr, kraftlos; dann hätte sie ihn vielleicht wieder geliebt. Nie war sie ganz ihrer Empfindungen sich bewußt. Aber der Mann war seinen Weg weitergegangen, schuldlos und willensfest. —

Als sie mit offenen Augen im Schlafzimmer lag, hörte sie über sich noch lange seine Schritte. Er denkt an mich, wußte sie. Eine halbe Stunde von hier gaben wir unser erstes Versprechen. Nun wohnt er hier . . . Er hat mich nicht nach meiner Vergangenheit, nicht nach meiner Zukunft gefragt, er hat getan, als wäre ich hier zu Hause . . .

In dieser Nacht verwünschte Ellen Bord die unbesonnene Stunde, in der sie den Mann verlassen hatte . . .

„Du kannst doch hier bleiben“, sagte er noch einmal, während das Läutewerk schon das Nahen des Zuges meldete.

Da wachte ihr kleiner weiblicher Stolz auf, der nicht duldete, daß sie schwach und hilfsbedürftig schien. „Du bist sehr freundlich zu mir gewesen“, sagte sie, „aber du hast mich nicht gefragt, wohin ich fahren wollte. Ich werde von einem Manne erwartet, dem ich mich versprochen habe. Ich mußte an meine Zukunft denken.“

Ernst nahm er die dargebotene Hand. „Ich will mich freuen, wenn du ohne Sorgen bist. Nicht wahr“, sagte er dann mit veränderter Stimme, „es ist häßlich mit diesen Verspätungen . . .“

Menschen drängten sie durch den schmalen Einlaß des Bahnsteiges. „Einsteigen!“ schrie der Schaffner. Und dann sah, ehe der Zug in den Tunnel fuhr, die Frau das alles noch einmal: Das kleine Haus, den Weg zum See — und die Berge — und hinter sich ein weißes, flatterndes Tuch, das sie zum letzten Male grüßte.

Ein wundersames Ereignis.

Nach einem alten Dokument mitgeteilt von

Kurt Sommer.

(Nachdruck verboten.)

In der alten schwedischen Dynastie trug sich nachstehendes sonderbare Ereignis zu, worüber man eine offizielle Urkunde abfaßte, die im Staatsarchiv zu Stockholm aufbewahrt wird.

Die Königin Ulrike von Schweden war während einer Reise, die sie in ihrem Reiche unternommen hatte, gestorben, und man hatte ihre irdischen Überreste, wie üblich, in einem offenen Sarge in der Kapelle, d. h. in einem ganz schwarz ausgeschlagenen Saale, welcher von einer Menge von Wachskerzen erhellt wurde, auf einem erhöhten Katafalk aufgebahrt, wobei eine Abteilung der Leibgarde im Nebenzimmer die Totenwache hielt. —

Am Nachmittage trat in die zu jenem Saale führende Vorkammer Gräfin Steenbok ein, die erste Hofdame, welche bei der Königin in besonderer Gunst gestanden hatte. Der Kommandant der Leibgarde ging auf sie zu, um sie zu begrüßen und sie zu der Leiche der Königin zu führen, woselbst er dann, zurücktretend, sie bei der Toten, feinfühlend, allein ließ. — Es herrschte nun auf einmal eine Grabesstille, die man dem lebhaften Schmerze der Gräfin zuschrieb, und die Offiziere der Wache warteten geraume Zeit mit dem Eintritt in den Saal, um ja nicht durch ihre Gegenwart die Andacht der Gräfin zu stören. — Da man jedoch schon eine beträchtliche Zeit gewartet hatte, ohne daß die Gräfin zurückgekommen war, begann man zu befürchten, daß sie vielleicht ohnmächtig geworden oder ihr sonst etwas zugestoßen sei. Der Hauptmann öffnete daher die Türe, welche zu der Kapelle führte, und trat ein, um jedoch unverzüglich verwirrt und bleichen Antlitzes zurückzuweichen. Alle Offiziere stürzten ihm nun sofort nach und sahen zu ihrem großen Schrecken deutlich von der geöffneten Türe aus die Königin leibhaftig neben ihrem Sarge stehen, in inbrünstiger Umarmung mit der Gräfin Steenbok. Die Erscheinung machte den Eindruck, als ob sie in der Luft schwebe, nahm allmählich an Deutlichkeit ab und schien schließlich sich in einem dichten Nebel aufzulösen. Als sich dann diese Nebelmasse zerteilt und verflüchtigt hatte, da sah man die Königin (wohlgemerkt, den auch während der Erscheinung ruhig auf der Bahre liegengebliebenen irdischen Körper derselben) nach wie vordem entseelt auf dem Paradebette liegen; aber die Gräfin Steenbok war unerklärlicherweise verschwunden, und wie man auch nach ihr Umschau halten und jeden Winkel der Totenhalle, wie schließlich des ganzen Palastes absuchen mochte, es blieb jede Bemühung erfolglos und keine Spur war von ihr aufzufinden. — Nachdem man nun sofort einen Eilboten mit dieser höchst seltsamen Nachricht an den Hof nach Stockholm abgesandt hatte, da erfuhr man, daß die Gräfin Steenbok, welche Stockholm gar nicht verlassen hatte, in dem nämlichen Augenblick gestorben war, als sie von den Offizieren der Leibgarde in den Armen ihrer verstorbenen Königin gesehen worden war. —

Über dieses Ereignis nahm man dann ein genaues Protokoll auf, das die Unterschriften sämtlicher Offiziere trug, welche Augenzeugen der seltsamen Erscheinung gewesen waren. Dieses eigenartige Dokument wird heute noch in dem königlich schwedischen Archiv aufbewahrt. Dem Protokoll ist noch eine besondere Aussage des Hauptmanns der Leibgarde beigefügt, die ein Geheimnis von größter Wichtigkeit betrifft, welches die verstorbene Gräfin ihm anvertraute, bevor sie in die Kapelle zu den aufgebahrten irdischen Überresten der Königin geschritten war.

Bilderbuch ohne Bilder.

Von Hans Christian Andersen.

(Fortsetzung.)

(Schluß.)

Zweiunddreißigster Abend.

Ein eisiger Sturm brauste über das Land, die Wolken jagten am Himmel hin, und der Mond blieb meist verborgen. Aber er hatte mich nicht vergessen, und als er einmal etwas länger sichtbar war, erzählte er mir die folgende Geschichte:

„Von meiner stillen Höhe sah ich hinab auf die eilenden Wolken, die wie große Schatten über die Erde flogen. Durch sie hindurch sah ich ein Gefängnis. Ein geschlossener Wagen, in dem ein Gefangener abgeholt werden sollte, hielt vor dem Tor. Mein Lichtschein fiel durch das vergitterte Fenster auf die Wand der Zelle, in die der Gefangene zum Abschied einige Zeilen einritzte. Doch es waren nicht Worte, die er schrieb, es waren Noten, eine Melodie, die in der letzten Nacht, die er an diesem Ort verbrachte, in seinem Herzen erblüht war. Die Tür öffnete sich, er wurde hinausgeführt, und sein erster Blick flog hinauf zu mir. Wolken schoben sich zwischen uns, als wollten sie es hindern, daß wir uns von Angesicht zu Angesicht betrachteten. Er stieg [illegible] den Wagen, der Schlag wurde geschlossen. Ein Peitschen[illegible] die Pferde trabten davon, in den dunklen Wald,

den meine Strahlen nicht durchdringen konnten. Ich aber sah durch das vergitterte Fenster, und mein Licht blieb auf seinem letzten Lebewohl haften, der Melodie, die er in die Mauer geritzt hatte. Wo Worte fehlen, reden Töne! Nur einzelne Noten vermochte ich zu erkennen, das meiste blieb mir unverständlich. War es eine Todeshymne, oder waren es Jubeltöne der Freude? Fuhr er dem Tod entgegen, eilte er in die Arme seiner Geliebten? Ich weiß es nicht. Das Licht des Mondes entschleiert nicht jegliches Geheimnis der Sterblichen.

Durch den unendlichen Luftraum sah ich nieder auf jagende Wolken. Ich sah große Schatten über die Erde eilen."

•

Dreiunddreißigster Abend.

„Ich liebe die Kinder", sagte der Mond. „Zumal die Kleinen finde ich so drollig. Manchmal blinzle ich durch einen Spalt im Vorhang in ihre Stube hinein, wenn sie gerade nicht an mich denken. Es macht so viel Spaß, zu beobachten, wie sie es anfangen, wenn sie sich allein ausziehen müssen. Da kommt erst eine kleine nackte Schulter aus dem Kleidchen hervor, dann ein Ärmchen oder, wenn sie bei den Strümpfen anfangen, ein dickes weißes Beinchen, zum Küssen niedlich. Natürlich küsse ich es auch . . .

Also, was ich erzählen wollte! Heute abend guckte ich durch ein Fenster, vor das überhaupt kein Vorhang gezogen war, denn das Haus hatte kein Gegenüber. Na, und da sah ich eine ganze Menge Kinder, alles Geschwister. Darunter war ein kleines Ding, knapp vier Jahre alt, aber das Vaterunser konnte sie schon beten wie die Großen. Die Mutter saß jeden Abend an ihrem Bett und hörte zu. Dann kriegte sie einen Kuß, und die Mutter blieb sitzen, bis die Kleine einschlief. Und das ging so schnell, wie sich die Augen nur schließen konnten. Heute waren die beiden ältesten Kinder ein wenig wild. Das eine, im langen weißen Nachtkittel, hüpfte auf einem Bein, das andere hatte die Kleider der Geschwister angezogen, stand auf einem Stuhl und sagte, es mache Denkmal, und die andern sollten klatschen. Das dritte und vierte legten die Wäsche ordentlich ins Kommodenfach. Das muß ja auch gemacht werden! Die Mutter aber saß an Nesthäkchens Bett und sagte, sie sollten doch endlich einmal still sein, denn Schwesterchen würde jetzt das Vaterunser beten.

Ich sah über die Lampe weg. Das vierjährige Ding lag auf weißen Kissen in seinem Bettchen, hatte die Hände gefaltet und machte ein ernstes, andächtiges Gesicht. Dann fing die Kleine an, laut zu beten. Plötzlich wurde sie von der Mutter unterbrochen: „Was ist denn das? Wenn du gebetet hast: Unser täglich Brot gib uns heute, sagst du noch etwas, was ich nicht verstehen kann. Sag es einmal laut, ich will es hören." — Die Kleine schwieg und sah die Mutter ängstlich an. — „Also, was sagst du nach: Unser täglich Brot gib uns heute? Schnell"! — „Ach, sei nicht böse, Mutti! Ich habe nur gebetet: Unser täglich Brot — und recht viel Butter drauf!"

„Das war doch eine niedliche Geschichte", sagte der Mond, „und nun gute Nacht!"

Arabische Legende.

Aus alten Quellen mitgeteilt von Hans Gäfgen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Muselmann, der vor der Pest floh, begegnete einem Engel.

„Warum entfliehst du aus der Stadt deiner Väter?" fragte ihn der Geist.

„Weil alle meine Weiber und Kinder gestorben sind und mein Haus verödet ist."

„Und wohin wendest du dich?"

„Zu meinem Bruder, dort hoffe ich ein Unterkommen zu finden."

„Du hoffst vergeblich; auch deinen Bruder und seine ganze Familie hat die Pest dahingerafft."

„Dann will ich umkehren."

„Fürchtest du dich denn nicht vor der Pest?"

„Jetzt nicht mehr; sie mag kommen."

Einen Augenblick stand der Araber in seinen Schmerz versunken und starrte vor sich hin. Dann fragte er den Engel, den er für einen Wandersmann hielt: „Wie kommt es, daß dein Anblick mich mit Trost erfüllt?"

„Alle Unglücklichen hoffen auf mich."

„Wer bist du?"

„Ich bin Azzael, der Engel des Todes."

„O, nimm mich mit dir, Freund!"

„Noch nicht, später sehen wir uns wieder."

„Wann?" fragte der Araber.

Mit einem langen, unbeschreiblichen Blick sah ihn der Engel an, dann sagte er: „Wenn du glücklicher sein wirst!" und ging von dannen.

Was Frauen schätzen.

Nicht selten bemerkt man, daß ein junges Mädchen einen gutmütigen und zuverlässigen Verehrer nicht erhört, sondern ihre Gunst einem leichtsinnigen Manne schenkt, der für eine glückliche Ehe keine Gewähr bietet. Was ist der Grund für diese unvernünftige Wahl? Eine Engländerin, Jane Hawthorn, verrät uns dies Geheimnis, indem sie auf eine Eigenschaft aufmerksam macht, die so manche Frau besonders besticht. „Es gibt Männer, die „nichts sehen", schreibt sie, „und das sind die, über die sich die Frauen am meisten ärgern. Ein solcher „Blinder" bemerkt nicht das neue Kleid, durch das seine Angebetete ihn in Entzücken versetzen will; er hat kein Auge für ihre neue Frisur, keinen Sinn für ihren neuen Schmuck. Wenn sie ihn fragt: „Nun, wie gefällt Dir mein neues Kostüm?", dann sagt er zerstreut: „Ach, ganz nett", und indem er sie aufmerksam betrachtet, bemerkt er plötzlich: „Du hast einen Schmutzfleck an der Nase." Wenn sie sich den schönsten Bubikopf hat schneiden lassen, dann ist er auch davon unberührt und meint höchstens: „Das muß ja ganz bequem sein!" Andere Männer dagegen „sehen alles" an der Frau, die sie lieben. Jede leiseste Veränderung in der Toilette wird von ihnen bewundert, und sie haben ein feines Gefühl für jene unauffälligen Aufmerksamkeiten, mit denen die Frau ihrem Verehrer zeigt, daß er ihr nicht gleichgültig ist. Ja, ein solcher „Sehender" lehrt die Dame seines Herzens Schönheiten kennen, die sie selbst noch gar nicht an sich entdeckt hat; er ist begeistert von der Haltung ihres Kopfes, von dem Grübchen, das ihr Lächeln hervorruft, von tausenderlei Dingen. Da ist es kein Wunder, wenn das Mädchen glaubt, daß dieser beredte Künder ihrer Reize sie wirklich versteht, daß er sie und nur sie liebt, und so wird sie über gar manchen Charakterfehler hinwegsehen. Es ist nun einmal so, daß viele Frauen lieber allerlei Sorgen und Mühen in der Ehe mit in Kauf nehmen, als daß sie den täglichen Schmerz ertragen, den ihnen einer zufügt, der „nichts sieht"

Bunte Chronik

* **Das elektrisierte Pantheongitter.** Aus Rom wird dem „B. L.-A." berichtet: „Ist das Pferd weniger widerstandsfähig als der Mensch?" Diese Streitfrage bewegt heute ganz Rom. Die Ursache ist ein sonderbarer Vorfall, der nach überwiegender Meinung die furchtbarsten Folgen für Einheimische und besonders für Fremde hätte haben können. Als ein Droschkenpferd das Gitter streifte, welches das Pantheon umgibt, brach es tot zusammen. Die Untersuchung ergab, daß das Gitter elektrisch geladen war. Das Elektrizitätswerk bestreitet nun, daß das Berühren des Gitters auch für Menschen gefährlich gewesen wäre, da Pferde wegen ihres Hufbeschlags viel empfindlicher für Strom seien. Die Frage wurde jedoch kompliziert, als sich herausstellte, daß auch eine der zahllosen Katzen, die den Pantheongraben bevölkern, den Tod fand. Schuld an der elektrischen Ladung scheint ein Kontakt mit einem defekt gewordenen unterirdischen Kabel zu sein.

Lustige Rundschau

* **Amerikanisches Inserat.** „Dies ist keine Humbug-Anzeige. Hier handelt es sich um Tatsachen. Benjamin Franklin kam mit zwei Cents in der Tasche nach Philadelphia. Das ist Tatsache. Die Schildkröte legt ihre Eier in den Sand. Das ist auch Tatsache. Aber . . . kann eine Schildkröte mit zwei Cents in der Tasche nach Philadelphia gehen? Oder . . . konnte Benjamin Franklin Eier in den Sand legen? Lerne hieraus, daß Du Dich stets an einen Spezialisten wenden sollst, wenn Du etwas gemacht haben willst. „Wir sind Spezialisten für . . . usw."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.